



Text zum Podcast „Verschwörungsfragen“

von Dr. Michael Blume,
Beauftragter der Landesregierung Baden-Württemberg gegen
Antisemitismus

Zeit und Kalender zwischen Hoffnung und Antisemitismus

Folge 4 von
„Verschwörungsfragen“

Donnerstag, 02. April 2020

Herzlich willkommen zur vierten Folge des Podcasts „Verschwörungsfragen“. Danke für die starken Rückmeldungen zur letzten Folge zur Macht der Sprache, zu Theorien und Mythen. Mein Team und ich hatten ehrlich befürchtet, diese Folge könnte zu lang oder zu schwer geworden sein. Umso mehr freut es uns, dass es doch viele Menschen gibt, die sich auch mal Zeit nehmen, um reinzuhören oder reinzulesen. Vielen Dank!

Und um „Zeit“ selbst soll es in dieser Folge gehen. Denn Zeit fließt für uns Menschen nie nur so dahin, sie fühlt sich ganz unterschiedlich an. So wäre heute, während ich diese Zeilen schreibe, eigentlich der 1. April, ein Tag der Streiche. Doch nicht nur das Bundesministerium für Gesundheit warnte 2020, Zitat: „Aprilscherze können zur Verunsicherung beitragen und genutzt werden, um Falschmeldungen zu verbreiten.“ – Zitat Ende –

Auch historisch hat der gestrige Tag nicht die Leichtigkeit, die wir ihm vielleicht wünschen würden: Die Nazis eröffneten gezielt am 1. April 1933 im ganzen Reich ihre antisemitische Boykottkampagne „Kauft nicht beim Juden!“, die mit Gewalt gegen Juden und Nichtjuden umgesetzt wurde und an die auch heutige, antisemitische Boykottbewegungen anzuknüpfen versuchen.

In dieser Podcast-Folge werden Sie nicht nur erfahren, was es mit dem 1. April auf sich hat. Sie werden auch entdecken, warum sich Demokratinnen und Semiten einerseits von Rassisten und Antisemitinnen andererseits in ihrem Gefühl für Zeit grundlegend unterscheiden.

Es wird also nochmal eine anspruchsvolle Folge – aber ich kann Ihnen versprechen, dass Sie danach auch zum Beispiel unseren alltäglichen Kalender mit anderen Augen sehen werden.

Bestimmt ist es Ihnen schon aufgefallen: Sehr viele Juden, Christinnen, Muslime, Bahai sowie nichtreligiöse Humanistinnen glauben fest an eine bessere Zukunft, an das Kommen einer höheren Gerechtigkeit oder doch an echte Fortschritte in Wissenschaften, Politik, Kultur und Gesellschaft.

Persönlich habe ich da zum Beispiel einigen Hundert Perry-Rhodan-Science-Fiction-Heften in meiner Jugend viel Zukunftshoffnung zu verdanken.

Wenn ich gebeten werde, das Zeitgefühl aller semitischen Mythen tradition kurz zusammen zu fassen, dann antworte ich gerne mit: „Dennoch.“ Für ihre meist lesefreudigen Anhängerinnen und Anhänger sind Krisen und Katastrophen immer auch Herausforderungen, Verantwortung zu übernehmen (vgl. „Hineni“ in Folge 3), das Beste zu geben, zusammen zu arbeiten, um jedes Leben zu kämpfen und möglichst gemeinsam zu wachsen.

Nach einem beliebten, jüdischen Witz lassen sich daher alle jüdischen Feiertage zu einem Dreisatz zusammenfassen: 1. Man hat versucht, uns umzubringen. 2. Dennoch haben wir überlebt. 3. Lasst uns essen.

Ich würde behaupten, dass auch sehr viele nichtjüdische und nicht nur religiöse Feiertage in diesem Schema der Hoffnung passen: Am Ende wird es gut; und wenn es noch nicht gut ist, ist es noch nicht das Ende.

Das ist natürlich überhaupt nicht wissenschaftlich beweisbar, sondern Mythos pur. Aber es ist ein guter, lebensbejahender, hilfreicher Mythos. Religiös finden wir diese semitische Einstellung zum Beispiel an der Klagemauer in Jerusalem, an der jüdische und nichtjüdische Menschen die Zerstörung der Stadt und des

zweiten Tempels um 70 n.Chr. erinnern.

Hier wird also gerade nichts an der Geschichte verleugnet oder verniedlicht, aber eben auch kein Verschwörungsmythos begründet. Im Gegenteil: Nach den Auslegungen der Weisen schon im Talmud sei die Zerstörung von Jerusalem keinesfalls durch eine böse, römische Superverschwörung herbeigeführt worden. Vielmehr hätte grundloser Hass – hebräisch „Sinat Hinam“ – in Jerusalem selbst zum Einmarsch Roms geführt, mythologisch verdichtet in der Geschichte von Kamza und Bar-Kamza.

Die Klagemauer soll als Aufforderung zur Selbstkritik dienen, damit aus Trauer und Reue dann auch wieder Hoffnung entstehen kann: Menschen – darunter inzwischen auch zum Beispiel römisch-katholische Päpste - beten an der Mauer um das Kommen des Messias und vertrauen den Ruinensteinen Zettel mit guten Wünschen an.

Und das ist alles andere als passives Jammern: Die israelische Frauenrechtsorganisation N'schot ha-Kotel, deutsch „Frauen der Mauer“, kämpft seit Jahren gegen fundamentalistische Widerstände bis in Gerichte und Parlament hinein darum, dass auch Frauen überall an der Mauer in Gebetskleidung an diesem religiösen Ritual der Hoffnung teilnehmen dürfen.

Im säkularen Gewand finde ich diese Zukunftshoffnung beispielsweise bei der großartigen Südwest-Band RAHÎ. Auch die Deutschkurdin Hiser, ihr Bruder Rager sowie der Deutschtürke Şahin leugnen Probleme und Konflikte unserer Welt ausdrücklich nicht. Ihr Song „Immer wieder“ beklagt ganz konkret Kriege, Vertreibungen und Rassismus. Doch in ihrem „Utopie“ feiern sie „dennoch“ die Zukunftshoffnung, aus der sie ihre Kraft schöpfen.

Und das klingt dann zum Beispiel so:

„Refrain:

Das hier ist unsere reale Utopie

Sowas hast du nie erlebt, kannst nicht widerstehen, hast schon viel gesehen, aber das noch nie.

Das hier ist unsere reale Utopie,

sowas hast du nie erlebt, lass uns vom Wind verweh'n, unser Weg das Ziel.

2. Strophe:

Unsichtbares sehen, alles verstehen, alles so dreh'n, dass es alle verstehen.

Das hier ist mehr als nur Fantasie.

Das hier ist Leben ohne Krieg.

Das hier ist Leben ohne Krieg.“

Wenn mir der ganze Hass, Antisemitismus und Rassismus zu viel wird, höre ich gerne dieses Lied. Denn es klingt nicht nur gut. Die Sängerin Hiser Sedik gehörte als Studentin freiwillig zu meinem Team, mit dem wir rund 1.100 überwiegend ezidische Frauen und Kinder, Opfer des sogenannten „Islamischen Staates“ aus dem umkämpften Kurdistan-Irak nach Deutschland evakuieren konnten.

Als es darauf ankam, vertraute sie dem Land Baden-Württemberg und riskierte ihr Leben, um anderen zu helfen – und zwar völlig unabhängig von ethnischer oder religiöser Zugehörigkeit, einfach von Mensch zu Mensch.

„RAHÎ“ besingen den Traum von einer „realen Utopie“ nicht nur, sie leben ihn. Sie sehen Herkunft nicht als

festgefügtes Schicksal, sondern als Startpunkt ins Offene. Und ich glaube, sie haben damit recht.

Rassisten und Antisemitinnen sind dagegen fest davon überzeugt, dass die Zukunft eine schreckliche Bedrohung ist und früher angeblich alles besser war: „Die Jugend“ war angeblich viel „anständiger“, „die Familien“ angeblich noch „heile“, die „Rassen“ noch unvermischt, „echte Arbeit“ wurde noch „anerkannt“ und „die Juden“ waren noch nicht „übermächtig“, sondern abgesondert „im Ghetto“.

Fortschritt macht in diesem Verschwörungsdenken buchstäblich Angst und auch mit realer Geschichte gibt es immer ein Problem. Denn diese vermeintlich heile Vergangenheit ist ein schlechter Mythos, es hat sie nie gegeben: Familien waren früher keineswegs „heiler“, sondern im Durchschnitt von mehr Armut, niedrigerer Lebenserwartung und viel mehr Gewalt geprägt als heute. Menschengruppen bis zurück zu Homo sapiens und Homo neanderthalensis haben sich immer vermischt. Um Lohn und Anerkennung wurde seit der Erfindung des Geldes – übrigens vor dem Judentum – immer gestritten. Und auch als Juden abgeschottet im Ghetto lebten, wurden weiterhin antisemitische Verschwörungsvorwürfe über sie verbreitet.

Knapp zusammengefasst: Während sowohl säkular wie religiös Hoffende ihre Utopie (wörtlich: ihren „Nicht-Ort“) in eine fiktive Zukunft projizieren, verorten Antisemiten von Rechtsextremen bis hin zu Salafisten ihre Utopie in einer fiktiven Vergangenheit.

Sehr oft haben sie schon als Kinder Misstrauen und sogar Gewalt erfahren und geben auch das, weil nie verarbeitet, in ihren Familien und Bewegungen weiter. Die Podcast-Folge 1 hat davon berichtet.

Wer ihnen gegenüber von Fortschritt und einer besseren Welt spricht, fühlt sich daher unmittelbar verdächtig an.

Deswegen unterstellen sie Engagierten für Freiheit und Demokratie, für Gleichberechtigung, für Bildung und Wissenschaft sowie für Inklusion, soziale und ökologische Gerechtigkeit immer wieder, Teil der bedrohlichen Verschwörung zu sein. Und kontrolliert werde diese Weltverschwörung von „den Juden“, die mit dem Semitismus angefangen hätten.

Krisen sind für Rassistinnen und Antisemiten daher auch kein Aufruf zu Selbstkritik und Verantwortung, sondern immer nur der Auftakt zu Schlimmerem: So gilt ihnen die aktuelle Covid19-Pandemie entweder als jüdisch-amerikanische „Biowaffe“ oder als Inszenierung.

Im schroffsten Gegensatz zum Semitismus nutzte so auch Adolf Hitler Ruinen nicht etwa zur selbstkritischen Reflektion; sondern er berauschte sich an ihnen als vermeintlicher Bestätigung seines Hasses. Ralph-Miklas Dobler hat in seiner Max-Planck-Studie „Hitler in Rom 1938“ eindrucksvoll herausgearbeitet, wie sich der selbsternannte „Führer“ von den italienischen Faschisten inmitten der eigens dafür hergerichteten, römischen Ruinen als neuer Imperator inszenieren ließ. Dazu gehörte auch der Titusbogen, der die Deportation der Jüdinnen und Juden aus Jerusalem samt der Tempelschätze und Menorah darstellt und feiert.

Mehr noch: Der psychologisch gewiefte „Reichsarchitekt“ und NS-Minister Albert Speer gewann die Gunst des „Führers“ dadurch, dass er zu seinen architektonischen Entwürfen etwa für eine neue Hauptstadt „Germania“ auch gleich Zeichnungen hinzufügte, wie die noch nicht einmal angefangenen Bauten später als Ruinen aussehen würden.

Es ist leider kein Witz: Hitler berauschte sich in der sogenannten „Ruinenwerttheorie“ an der Vorstellung, dass später einmal „Sklaven“ durch die Ruinen seiner geplanten Hauptstadt geführt und erschauern würden. In seinem Weltbild gab es keine wirkliche Erlösung, kein himmlisches Jerusalem und auch keinen echten, gesellschaftlichen Fortschritt. Stattdessen schwärmte er in eigenen Worten von Ruinen als – Zitat - „Bild des Werdens, Wirkens und – Vergehens der wahrhaftigen Kulturbegründer dieser Erde, der Arier“. Denn unweigerlich gingen – Zitat - „die Eroberer von der Reinheit ihres Blutes ab“ und „nach tausend Jahren und mehr zeigt sich dann die letzte Spur des einstigen Herrenvolkes im helleren Hautton, den sein Blut der unterjochten Rasse als Farbe hinterließ.“ – Zitat Ende –

Das also war die vermeintliche „Zukunftshoffnung“ des „tausendjährigen Reichs“: Zerfallene Ruinen und hellere Hauttöne. Und für diesen üblen Mythos mussten Millionen sterben.

Nun also verstehen Sie, warum sich antisemitische und rassistische Menschen tatsächlich freuen, wenn andere leiden. Es bestätigt ihr Weltbild.

Gerade auch Bürgerliche zum Beispiel in der sogenannten „Werteunion“ oder der Europäischen Volkspartei möchte ich daher eindringlich vor der Fehlannahme warnen, solche Leute könnte man durch politische Gespräche oder gar Koalitionen besänftigen. Das hat nie funktioniert und wird nicht funktionieren, da sich die Zeitvorstellungen nur scheinbar ähneln: Eine Konservative will Traditionen erhalten, den Fortschritt im System kritisch prüfen und auf ein gefühlt erträgliches Maß verlangsamen. Aber Antisemiten und Rassistinnen wollen Fortschritt und das gesamte System als Teil der vermeintlichen Weltverschwörung zugunsten fiktionaler

Traditionen vernichten!

Wer das nicht wahrhaben will, macht sich zum nützlichen Idioten, ja zur Hilfstruppe des Hasses.

Und das muss niemand unbesehen glauben. Überzeugen Sie sich selbst beispielsweise beim Twitteraccount „Die Insider“ vom 18. März 2020. Dort haben die digitalen Ermittler einige Screenshots aus Facebook-Gruppen wie „Freunde und Verbündete der AfD“ veröffentlicht, in denen die Covid19-Erkrankung von Friedrich Merz kommentiert wurde. Wer sich diese böartige Häme, den Hass und die Vernichtungswünsche angeschaut hat, kann nicht mehr ernsthaft behaupten, mit diesen Hatern, Rassisten und Antisemitinnen könnte man irgendein konstruktives Zukunftsprojekt verwirklichen. Diese Menschen berauschen sich an Leid und Zerstörung und wünschen auch bürgerlichen, auch konservativen Demokraten nicht weniger als den Tod.

Woher aber kommen diese so vollkommen unterschiedlichen Zeitgeföhle? Und wie kam es zu unseren Kalendern und dem Nebeneinander von Scherzen und Bedrohung am 1. April?

Solange unsere Vorfahrinnen und Vorfahren vom Sammeln und Jagen lebten, gab es noch keine Vorstellung von Fortschritt. Menschen wie Tiere wurden geboren, alterten und starben, ebenso wie die Jahreszeiten immer wiederkehrten. Es dominierte eine zyklische Zeitvorstellung von Werden und Vergehen.

Mit dem teilweise auch traumatischen Übergang vom Leben als Wildbeutern zu Ackerbau, Viehwirtschaft und Siedlungen – in der Bibel verdichtet und erinnert in den Mythen von Adam und Eva sowie ihren Kindern Kain und Abel – änderte sich das. Die Konkurrenz um Güter, Vieh und Land führte zu mehr Gewalt zwischen Gruppen und

innerhalb der Familien: Die kulturellen und religiösen Traditionen wurden zunehmend patriarchal.

Nun erst musste Zeit beherrscht (be-„herr“-scht!) werden und es boten sich dafür die für alle sichtbaren Gestirne an: Sonne, Mond und Sterne.

Ackerbauern und frühe Städter brauchten für Saat, Ernte und Steuern den Jahreslauf der Sonne und Sterne. Viele der ältesten Steinkreise und Tempel jener Jahrtausende bilden monumentale Ritualkalender, mit denen die Zeit eindrucksvoll gemessen, bekräftigt und gefeiert wurde.

Das zoroastrisch-persisch-kurdische Nouruz-Neujahrsfest wird seit Jahrtausenden nach dem (unterschiedlich berechneten) Tag begangen, an dem die Sonne in das Sternzeichen Widder eintrete. 2020 war dies der 20. März.

Nomaden setzten dagegen auf den reinen Mondkalender, in dem jeder Monat einem auf- und untergehenden Mond entspricht: Dies war gut zu beobachten und häufig zog man die Wanderung im Mondlicht der sengenden Sonne vor. Als ein reiner Mondkalender hat sich der arabisch-islamische Jahreskalender gehalten, der 10 bis 12 Tage kürzer ist als das Sonnenjahr. Deswegen wandern die islamischen Monate einschließlich des Fastenmonats Ramadan durch die Jahreszeiten. 2020 beginnt er am 24. April, im Jahre 1441 nach der Auswanderung des Propheten aus Mekka nach Medina, der Hidschra. Denn wie alle anderen semitischen Religionen und Weltanschauungen zählt auch der islamische Kalender linear aufwärts.

Warum? Einen massiven Schub erlebte das Zeitgefühl mit der Erfindung von Schriften, vor allem der Alphabete. Nun konnten vergangene Ereignisse aufgezeichnet werden und der Kreislauf der Zeit brach auf: Es entstand ein

Gefühl für „Geschichte“, das Aufeinander-Schichten von Vergangenheit in eine weite Zukunft.

Der Astronom Galileo Galilei feierte die Veränderung der Zeitgefühle durch die Alphabetschrift 1632 mit den Worten, Zitat: „Mit jenen reden zu können, die in den Indiens sind, die in tausend oder zehntausend Jahren noch nicht geboren sind; und mit welcher Leichtigkeit: Zwanzig kleine Buchstaben, arrangiert auf einer Seite! Lasst dies das Siegel aller bewundernswerten Erfindungen des Menschen sein.“ – Zitat Ende –

In einigen alten Traditionen wie dem antiken Griechenland, dem frühen Hinduismus oder in den Amerikas wurden die gefühlten Zeitkreise nun auf Jahrtausende oder sogar Jahrhunderttausende ausgedehnt.

Zu 2012 bildeten sich unter Verschwörungsgläubigen und Esoterikern prompt massive Erwartungen über einen baldigen Weltuntergang, als ein Kalenderzeitalter der Maya endete. Immerhin verdanken wir dieser Kalenderwende einen recht unterhaltsamen Film („2012“ von Roland Emmerich), in dem die Menschheit durch den Bau von noachidischen Archen überlebt. Zu einem religionswissenschaftlichen Seminar an der Universität Jena zur „Lust an der Apokalypse“ gönnten wir uns in jeder Pause den satirischen Themensong „Der letzte Sommer“ von Y-Titti, der mit Covid19 wieder auflebt.

Schon im babylonischen Kalender vor rund 4000 Jahren entwickelten sich die Grundlagen unserer heutigen Zeitrechnung wie die Einteilung des Jahres in Monate und 7-Tage-Wochen. Der Jahresanfang wurde dabei auf den Frühlingsmonat Nisannu zwischen März und April gelegt. Hier also finden wir ihn, den Keim zum 1. April.

Denn mit der Schöpfungsgeschichte bot die alphabetisierte und sich schnell ausbreitende Bibel erstmals die Grundlage für einen linearen Kalender, der nicht mehr mit jedem Herrscher- oder Zeitenwechsel neu startete. Die Zeitrechnung konnte nun mit der Schöpfung der Welt beginnen und in einer Linie weiterlaufen.

Und auch nach dem 2. Buch Mose, Kapitel 12, galt dabei der hebräische Frühlingsmonat „Nisan“ als Jahresanfang – und am Zehnten dieses Monats sollte das Lebens- und Befreiungsfest Pessach gefeiert werden. Dies wird nächste Woche, am 8. April 2020, wieder der Fall sein.

Nach den Evangelien erlebte auch der Jude Jesus an Pessach Tod und Auferstehung – das Osterfest. Der April war also als Neujahrsmonat schon fast durchgesetzt.

Doch es kam anders, weil es zum Frühling noch einen mächtigen Konkurrenten gab: Die Wintersonnenwende um den 21. Dezember, ab dem die Sonne wieder stärker wurde. Sie bildete das Hochfest in vielen Sonnenkalendern und gewann vor allem in Stadtkulturen immer mehr Bedeutung. So verlegten die Römer den Amtsantritt ihrer Konsuln 153 vor Christus vom landwirtschaftlichen 1. März zurück auf den 1. Januar, im Anschluss an die Feiern zur Wintersonnenwende.

Die Spuren dieses Eingriffs finden sich bis heute in unseren Kalendern: Wir nennen den September immer noch lateinisch den siebten, den Oktober den achten und den Dezember den zehnten Monat, obwohl diese seit über zweitausend Jahren ab Januar auf Platz neun, zehn und zwölf gerutscht sind.

Auch im Christentum wurde die Wintersonnenwende als römisches Fest der unbesiegten Sonne („Sol invictus“) mit der Geburt Jesu verknüpft – zu Weihnachten.

Als erstes rückte das Judentum vom April ab, ohne sich den Sonnenkulten oder Christen annähern zu wollen. Stattdessen legten die frühen Gelehrten das jüdische Neujahrsfest Rosch HaSchana (wörtlich: Kopf des Jahres) auf den 1. Tischri im September, an dem die ersten Menschen erschaffen worden seien und der den Auftakt zum Versöhnungsfest Jom Kippur bildet.

Bis ins 11. Jahrhundert hatte sich dann der jüdische Sonnenkalender im Judentum durchgesetzt, nach dem heute der 7. Nisan des Jahres 5780 seit Erschaffung der Welt ist.

Und der jiddische Neujahrsgruß „A gude Rosch!“ ging zusammen mit dem Segenswunsch „Hatslokhe u brokhe“ in den launigen Ruf „Ein guter Rutsch – und Hals- und Beinbruch!“ über.

Doch obwohl die Christen von den römischen Kaisern Julius Cäsar und Augustus den „julianischen Kalender“ samt den Monatsnamen Juli und August übernahmen und die Jahre linear ab der Geburt Jesu zählten, stand bis ins 16. Jahrhundert noch gar nicht fest, wann das jeweils neue Jahr begann. Viele feierten ihn im Ostermonat April, andere zu Weihnachten oder an anderen Tagen.

Der junge, französische König Karl IX., dessen Reich zwischen Katholiken und Protestanten zerrissen war, erließ daher im Jahre 1564 einen Befehl: Weder Ostern noch Weihnachten, sondern der 1. Januar sollte der Jahresanfang sein. Das war der Tag der römischen Konsuln – und er ließ sich auch religiös rechtfertigen, da es am 8. Tag nach Heiligabend das Beschneidungsfest Jesu war.

Mit einer päpstlichen Bulle um 1582 setzte schließlich Papst Gregor XIII. den bis heute gültigen Kalender samt dem 1. Januar als Neujahrstag endgültig durch. Und

schon bald darauf tauchten die ersten Berichte in Bayern auf, wonach Menschen, die noch an alten Neujahrsbräuchen festhielten, „in den April geschickt“ und „zum Narren gehalten“ wurden. Der Ausruf „April, April“ bedeutet bis heute: Ich habe Dir vorgeführt, dass Du von gestern bist.

Auch die islamische Welt konnte zwar religiös am Mondkalender festhalten, brauchte aber für Reiche und Städte einen funktionierenden Sonnenkalender. Schon im Osmanischen Reich wurde daher der Rumi-„Römer“-Kalender ausgerufen. Die türkische Republik unter Kemal Atatürk und immer mehr islamisch geprägte Gesellschaften nahmen dann ab dem 20. Jahrhundert schließlich ebenfalls den gregorianischen Sonnenkalender an. Eigene Monatsnamen wurden teilweise beibehalten – wie der Nisan für den April.

In Erinnerung an die Einsetzung des ersten türkischen Parlamentes am 23. Nisan/April wird der türkische Nationalfeiertag als internationales Kinderfest begangen – denn es gehe ja immer um Bildung und Zukunft.

Heute wird also fast überall auf der Welt die Zeit seit der Geburt des Juden Jesus gezählt und der Neujahrstag am Tag seiner Beschneidung begangen. Gleichzeitig werden die religiösen und manchmal auch nationalen Feiertage vielerorts noch nach den älteren, eigenen Kalendern berechnet, beispielsweise in Judentum und Islam, aber auch zum Beispiel in China und Japan.

Mit den Schriften und besonders mit den Alphabetschriften entstand die Idee eines Fortschritts, eines Ausbrechens aus dem zyklischen und letztlich hoffnungslosen Kreis aus Aufstieg und Vergehen. Alle semitischen Religionen und Weltanschauungen stützen sich heute auf linear aufsteigende Kalender.

Und falls Sie, liebe Hörerinnen und Hörer, sich in die faszinierenden Themen der Zeit und Zeitgefühle einlesen und das hier Gehörte oder Gelesene überprüfen oder vertiefen wollen, so empfehle ich beispielsweise „Von Zeit und Macht“ von Christopher Clarke. Ein Klassiker zu Schriften und Zeiten ist „Religion und kulturelles Gedächtnis“ von Jan Assmann. „Die Geschichte der Prophezeiungen“ von antiken Astrologen bis zu modernen Futurologinnen schrieb Georges Minois. Als Geheimtip empfehle ich zudem „Dimensionen der Zeit“ von meinem leider zu früh verstorbenen Kollegen und Freund Wolfgang Achtnr, von Stefan Kunz und Thomas Walter.

Eine psychologische Perspektive bietet Marc Wittmann in „Gefühlte Zeit“, eine Zeit-Philosophie Jeanne Hersch in „Erlebte Zeit“. Andreas Krafft erkundet empirisch die semitisch geprägten „Werte der Hoffnung“. Und Vanessa Ogle beschreibt in „The Global Transformation of Time“ die interkulturellen Umwälzungen, Raum- und Zeiterfahrungen von 1870 bis 1950.

Zeitgefühle verändern sich, auch heute noch. Es liegt an uns allen, ob sich der 1. April in Zukunft wieder mit Freude, Wissen und Fortschritt verbindet; oder mit antisemitischen Boykottkampagnen, wie sie die Nazis gezielt am 1. April 1933 zelebrierten. Es liegt an uns, ob wir mit dem Holocaust-Überlebenden und Friedens-Nobelpreisträger Ellie Wiesel die „Weisheit des Talmud“ erkunden. Oder ob wir dem Neofaschismus folgen, wie ihn zum Beispiel der von Stephen Bannon verehrte Julius Evola in „Men among the Ruins“ auch nach dem Scheitern Hitlers und Mussolinis weiter verkündet hat.

Aber auch wenn wir einfach so auf unseren ganz alltäglichen Weltkalender schauen, betrachten wir ein über Jahrtausende gewachsenes Kunstwerk aus babylonischen, römischen, jüdischen und christlichen

Zutaten, das zudem die griechisch-ägyptische Idee des Schaltjahres sowie indische und arabische Ziffern aufgenommen hat.

Nicht mit Abschottung und Rassismus, sondern mit Austausch und Schriftkultur haben wir einander als Angehörige einer verbundenen, in der gleichen Zeit voranschreitenden Menschheit entdeckt. Und wer wollte gerade auch in Zeiten des Coronavirus bestreiten, dass das Schicksal einzelner Völker nun auch das Schicksal aller Völker betrifft?

Auch am mörderischen Scheitern des antisemitischen und rassistischen NS-Regimes können wir lernen, was die Weisen an der Klagemauer seit Jahrtausenden semitisch bekennen: Dass Hass immer wieder nur in Katastrophen führt; Selbstkritik und Versöhnung aber Hoffnung stiftet. Ich empfinde das – gerade auch im April des Jahres 2020 – als eine gute, eine wirksame, eine reale Utopie.